

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 62 (1958-1959)

Heft: 11

Artikel: Ankunft bei Nacht. Teil 12

Autor: Rothe, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667062>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HANS ROTHE

ANKUNFT BEI NACHT

Alleinabdrucksrecht: Neue Presse-Agentur (NPA), Frauenfeld-Zürich

«Du hast mich noch gar nicht angesehen», sagte sie leise, nannte ihn als «Du», obwohl Mama sie gelehrt hatte, dass man jemanden nur im äussersten Fall mit «Du» anreden soll. «Sicherlich sehe ich unter diesem Hut ganz anders aus als letzte Nacht. Wie heisst das Gebäude am Ende der Tuilleries: der Louvre —, das habe ich mir gemerkt, siehst du . . .» Immer noch hob er den Kopf nicht.

«Ich weiss nämlich nicht wo meine Mutter ist . . . so etwas hast du wohl noch niemals gehört? . . . aber du kennst sie, und da wollte ich dich nur fragen, ob du gesehen hast, dass sie fortgegangen ist . . . sie geht sehr gern am frühen Morgen spazieren. Das wollte ich dich nur fragen.»

«Nein, Madame.» Der Junge brachte es kaum zwischen den Zähnen hervor.

«Wenn sie nicht fortgegangen ist, um so besser! Dann muss sie auf ihrem Zimmer sein . . . weisst du, was mir passiert ist, ich habe die Zimmernummer vergessen. Nun kannst du dich wieder lustig machen über die Leute, die keine Pariser Gewohnheiten haben, die nicht wissen, dass der Garten an der Rue de Rivoli zu den Tuilleries gehört, nicht wahr?»

Der Portier mischte sich ein. «Ich glaube, dass da wieder ein Irrtum vorliegt. Ich kann mir nicht denken, dass der Junge gestern nach Dienst getan hat, wenn er heute früh hier sein muss. Das ist bei uns sehr genau geregelt.»

Fernand schüttelte wieder den Kopf.

«Ich glaube, er muss jetzt seinen Botenweg machen», schloss der Portier. Aber Igna liess den Arm Fernands nicht los.

«Du kennst mich?» fragte sie, mit einem ganz kurzen, verwegenen Lächeln.

Zum erstenmal nahm sich Fernand zusammen. Er drehte sich sogar um und sah Igna an. «Nein, Madame», sagte er ruhig.

Der Portier folgte trotz seiner vielfältigen Beschäftigung der Unterhaltung: «Das habe ich mir gedacht.» Und er nickte Fernand zu, er solle ver-

schwinden. Aber Igna liess den Arm, an den sie sich immer fester klammerte, nicht los.

«Du hast mir die Koffer in den „König von Spanien“ getragen?» Igna fand, dass der Junge sie jetzt beinahe unverschämt ansah.

«Nein, Madame», sagte er fest.

«Du hast uns geholfen, als wir aus der Droschke ausstiegen, meiner Mutter und mir?»

«Bestimmt nicht, Madame.»

Igna sah sich um. Niemand war in der Nähe, der ihr Vertrauen einflösste. Vielleicht ging ihr Blick auch über Doktor Deval hin, aber selbst wenn sie ihn sah —, Vertrauen flösste er ihr nicht ein, wie er dasass, mit vorgebeugtem Oberkörper, die Arme auf die Lehnen des Sessels gestützt, und den Kopf nach vorn hängen lassend —, teilnahmslos, seelenlos. Igna sah Leute hin und her gehen, sah eine Gruppe von Menschen sich überschwenglich begrüßen . . . jeder war beschäftigt, jeder dachte an etwas anderes.

«Du hast mir deinen Namen gesagt, Fernand», begann sie mit einem letzten Versuch. Ganz blass war der Junge geworden. Sie konnte es genau wahrnehmen, weil er jetzt seinen wässrigen, mattem Blick nicht mehr von ihr nahm.

«Nein, Madame.»

«Meine Mutter . . .» Mit der anderen Hand ergriff sie seine Schulter, und nun schüttelte sie ihm die Schulter, den Arm.

«Nein, Madame.»

«Aber du wirst doch eine Mutter haben!» rief sie, als habe sie endlich den Weg zu seinem Herzen gefunden.

«Nein, Madame», sagte Fernand und schien sehr erschrocken.

«Du hast einen Vater, nicht wahr?»

Wieder griff der Portier ein: «Der Junge ist zu bedauern, er ist Waise.» Warum ist Fernand zu bedauern, dachte Igna. Warum sind zuerst die anderen zu bedauern . . . nicht ich? Der ungeschickte Junge. Er hatte keinen Vater und keine Mutter. Wer weiss, wo er wohnte? Wer weiss, wer sich um ihn kümmerte? Wahrscheinlich Leute, die ihn das Lügen lehrten? Der arme Junge. Sie hatte noch eine Mutter. Vater war zwar sehr früh gestorben. Kaum konnte sie sich an ihn erinnern. Mutter hatte immer gesagt, sie solle nie merken, dass sie keinen Vater habe, und darum würde sie manchmal strenger sein, als ihr vielleicht richtig erschien. Alles hatte Mama für sie getan. Noch heute konnte sie eigentlich keinen Schritt ohne Mama tun. Und der arme Junge hatte eine solche Fürsorge wahrschein-

lich schon sehr lange entbehrte. Sie liess ihn los. Erst seine Schulter, dann seinen Arm.

«Das tut mir leid», sagte sie. Da war Fernand durch die niedrige Tür verschwunden.

Als ihr das klar geworden war, blieb ihr niemand als der gelangweilte, unwillige Portier. Womit mochte er den Jungen bedroht haben? «Ihr Fernand lügt», sagte sie scharf.

«Der Junge ist als ehrlich bekannt», erwiderte der Portier, der gerade dabei war, zwei Leuten Züge nach Angers mitzuteilen. «Und ich?»

«Ich verstehe nicht . . . ja, in Angers um zehn Uhr vierzig.»

«Sie denken, ich lüge?» Fernand hatte sie mit ihrer Mutter ankommen sehen, Fernand hatte sie in den «König von Spanien» begleitet —, jetzt war Fernand gegangen, und dieser Portier glaubte ihm mehr als ihr! Gewiss, Fernand war anders gewesen als gestern nacht; aber dass er trotz allem Fernand war, das hatte er selbst nicht anders behaupten können. Wollte er es denn behaupten? Bei nahe schien es ihr so. Plötzlich fühlte sie einen Schreck wie Eiswasser über sich rinnen. Der Junge hatte sie gestern in den «König von Spanien» gebracht, er hatte ihr schweres Gepäck getragen, und sie —, sie hatte ihm kein Trinkgeld gegeben! Alle Dienste muss man sofort bezahlen, besonders auf Reisen, hatte Mama sie gelehrt. Wie weise war Mama! Natürlich hatte sich der Junge von den ausländischen Damen wer weiß was versprochen, vielleicht hatte er Pflegeeltern, die ihn schlügen, wenn er zu wenig nach Hause brachte, vielleicht hatten sie ihn geschlagen, und er war deshalb böse auf sie! Gestern nacht wäre es ihr zwar nicht in den Sinn gekommen, ihn für seinen Dienst zu entlohen, aber ein paar Francs, die ihr nichts bedeuteten, waren für ihn wahrscheinlich der einzige Grund, freundlich und hilfsbereit und gesprächig zu sein. Wenn sie ihn jetzt zurückrief, sich entschuldigte, ihm ein grosses Geldgeschenk machte . . . dann würde er ihr gleich sagen, wo ihre Mutter war! Aber im gleichen Mass, wie sie fest entschlossen war, ihr Versehen wieder gutzumachen, fühlte sie sich von einem immer zäher werdenden Bewusstsein gelähmt, dass solche Bemühungen bei Fernand nichts ausrichten würden. Sie hatte ihn fortgelassen, und er hatte gesagt, dass er sie nicht kenne. Dabei musste es bleiben? Warum konnte er sie nur nicht? Während aber all diese Gedanken in ihr umherwirbelten, schien es beinahe, als sei der eine, der wichtige, der furchtbare Gedanke — —

Ungeschickt setzte sie sich auf einen niedrigen Stuhl neben dem Portiertisch und sagte etwas heiser, mit einem kleinen Schlucken: «Mama.»

Der Portier hörte das. Sicher war es sehr schmerzlich, wenn jemand nicht wusste, wo seine Mutter war; schlimmer noch, wenn jemand sich einbildete, eine Mutter zu haben, die sich im Hotel Royal nicht wiederfand. «Mademoiselle», sagte er freundlich, «das ist eben eine schwierige Sache mit unserem Gedächtnis. Ich wenigstens finde, man kann sich darauf nicht verlassen. Nein, ich bitte Sie, hören Sie mir einen Augenblick zu. Neulich fehlten mir siebzehn Francs. Das ist eine Menge Geld. Man denkt ja leider immer gleich von den Menschen das Schlechteste. Ich fragte meine Frau. Sie sagte natürlich, das sie sie nicht hat. Aber ich hatte ihr zwei Goldstücke gegeben, für die Miete und allerlei andere Dinge. Und siebzehn Francs sollte sie wiederbringen. Sie habe sie mir gegeben. Aber ich hatte sie nicht. Sie könnte sich genau erinnern. Wenn es nicht siebzehn Francs gewesen wären, hätte ich nichts gesagt. Aber man merkt es, wenn siebzehn Francs fehlen. Hören Sie mir zu. Mademoiselle? Wie sollte man das nun lösen? Zunächst haben wir drei Tage lang nicht miteinander geredet. Dann ist Sonntag. Ich ziehe die Sonntags hose an. Irgendwo klappert es. Ich fasse in die Tasche, und war ziehe ich hervor? Meine siebzehn Francs! Da habe ich mich nun kräftig bei meiner Frau entschuldigen müssen. Sie ist glücklicherweise nicht nachträglich.»

Igná sah ihn an, als sei sie zu seiner Erzählung zu spät gekommen. Der Portier merkte es nicht. Jetzt ging er auf sein Ziel los: «Darum sage ich: genau so gut ist es möglich, dass Sie Ihre Mutter in einem andern Hotel untergebracht haben —»

«Nein.»

«Erlauben Sie, Mademoiselle! wenn Sie wüssten, wie sicher ich war, dass ich die siebzehn Francs nicht zurückhalten hatte! Genau so sicher wie Sie, wenn Sie glauben, dass Ihre Mutter bei uns wohnt . . . natürlich ist das nicht dasselbe, ich weiß. Hier unter den Arkaden ist ein Hotel neben dem andern. Schon wegen der Aussicht auf die Gärten. Und weil von hier alles leicht zu erreichen ist. Aber darauf können Sie sich verlassen: eine Hoteltür sieht wie die andere aus —»

«Nein.»

«Erlauben Sie, Mademoiselle, das sollte ich besser wissen.»

Während der Portier bisher in einem väterlichen Ton zu ihr geredet hatte, brachte er die letzten

Worte ziemlich hochfahrend hervor. Aber auf Igna schien das eine wohltätigere Wirkung zu haben als sein gutmütiges Gefasel. Sie richtete sich auf und sagte: «Und an all diesen Türen ist der Gärtner?»

«Jetzt wird es mir unverständlich, Mademoiselle.»

«Der Gärtner mit der Giesskanne, der in Ihre Tür eingeschnitzt ist.»

«In unsere . . . ? Schon haben Sie den Beweis, dass Sie sich irren. In unsere Tür wäre ein Gärtner eingeschnitzt? mit einer Giesskanne? Manchmal träumt man sehr lebhaft. Ich auch.»

Igna stand auf, sah ihn böse an, als könne sie nicht immer die gleichen Torheiten zu entkräften versuchen. «Kommen Sie rasch», sagte sie, und ging auf die Eingangstür zu. Da sie bereits die grosse Holztür anfasste, die jetzt aufgeklappt war, blieb dem Portier nicht anderes übrig als an ihre Seite zu eilen. «Bitte drehen Sie die Tür etwas herum . . . nein, nicht diesen Flügel . . . hier, wo ich stehe.» Der Portier drehte den Türflügel so weit herum, dass man ihn von hinten betrachten konnte. Die Tür war in glatte Felder geteilt. Nur eins der Felder, und Igna wies mit der Hand darauf, nur eins der Felder trug ein Ornament, eine Schnitzerei.

«Ein Gärtner mit einer Giesskanne», sagte sie so verächtlich, dass sie sich erleichtert fühlte.

Der Portier betrachtete die Schnitzerei, als sei es immer noch möglich, dass sie im nächsten Augenblick verschwände. «Nein, nein», sagte er und schüttelte den Kopf, «ich habe immer gesagt, dass man sich auf sein Gedächtnis nicht richtig verlassen kann. Ich habe die Tür sogar schon mit Wasser und Seife gewaschen . . . ein Gärtner mit einer Giesskanne . . .» Er lächelte wie jemand, der bittet, dass man ihm seine Fehler nicht allzusehr anrechne.

«Der findet sich also auf jeder Tür dieser Strasse?»

«Nein, das gerade nicht . . . bestimmt nicht.» Etwas anderes als die Wahrheit wollte der Portier auch nicht behaupten. Er drehte den Türflügel zurück und folgte Igna, die zu seinem Tisch zurückging.

«Da kann man sich wundern, wie?» erklärte er versöhnlich.

«Diesen Gärtner mit seiner Giesskanne habe ich gestern abend gesehen, als mich Fernand in den ‚König von Spanien‘ begleitete. Und da hatte ich bereits meine Mutter zur Ruhe gebracht. In diesem Haus. In Zimmer fünfundfünfzig!»

Der Portier war sich klar, dass man mit dieser Angelegenheit nur fertig werden konnte, wenn man es im guten versuchte. Außerdem hatte er ein Schlappe erlitten.

«Mit dem Gärtner und seiner Giesskanne haben Sie mich schön abgehängt. Es gibt Leute, die streiten immer noch weiter, nachdem sie geschlagen sind. Ich nicht. Mit dem Gärtner hatten Sie vollkommen recht. Aber Sie suchen ja ihre Mutter. Der Gärtner hat wohl für Sie keine so grosse Bedeutung? Und die Mutter haben wir im Royal nicht gefunden. Darum — das werden Sie mir nicht übelnehmen — darum gebe ich Ihnen einen Rat. Befolgen Sie ihn nicht, wenn Sie nicht wollen. Denken Sie ruhig weiter, dass ich mich auf meine Augen nicht richtig verlassen kann. Aber ich wollte nur sagen: ehe wir uns hier länger über den Gärtner und seine Giesskanne unterhalten, versuchen Sie es doch in einem anderen Hotel. Nur zum Spass, möchte ich sagen, wenn die Angelegenheit nicht so ernst wäre. Es kann schliesslich nicht weniger unnütz sein, als wenn Sie hier sitzen bleiben und behaupten, Ihre Mutter sei hier.»

Der bittere Blick, der ihm für seine langen Ausführungen dankte, hätte ihn beinahe seinen Vorsatz, es im guten zu versuchen, bereuen lassen. Aber dann war der Portier sehr erleichtert. Die junge Dame war aufgestanden und beinahe im gleichen Augenblick durch die Glastür verschwunden.

Wenn Dr. Deval mit Bekannten in einem Café sass, konnte ihn nichts mehr verstimmen, als wenn einer dieser Bekannten mitten in der angeregtesten Unterhaltung über medizinische Fragen plötzlich aufstand und sich hastig empfahl, weil er ein hübsches Mädchen vorübergehen sah, dem er nachsteigen wollte. Deval fand ein solches Verhalten unmännlich, verächtlich; er selbst hatte sich eine solche Willensschwäche, eine solche Disziplinlosigkeit nie vorwerfen müssen. Kaum aber war Igna mit leise keuchendem Atem, wie er feststellte, an ihm vorübergeeilt, als er, eines so plötzlichen Entschlusses nicht gewärtig, ungeschickt aufsprang und ihr mit gerötetem Gesicht nachlief. Er sah noch, wie ein alter Engländer ihm ein hasserfüllt missbilligendes Gesicht schnitt.

Als er auf die Strasse kam, sah er Igna gerade noch einige Häuser weiter in einem Hoteleingang verschwinden. Es ist hier nicht der Ort, sich über die Vorstellungen auszulassen, die eine stets zu verehrende Behörde im Jahr 1867 von öffentlicher Gesundheitspflege hatte. Sicherlich unterscheiden sie sich beträchtlich von unserer heutigen Auffas-

sung. Vergessen wir nicht, dass Doktor Deval Amtsarzt war. Es ist anerkennenswert, dass der Amtsarzt Doktor Deval sich so entschlossen um das körperliche Wohl einer allem Anschein nach schwer hysterischen jungen Brasilianerin kümmerte, die ihn, unterstreichen wir das, als Frau bisher nicht interessiert hatte. Müssen wir nunmehr die philantropischen Motive des Amtsarztes nicht noch höher einschätzen.

Gross und breit war die Tür des Hotels «Herzog von Orléans». Ihre beiden hohen Flügel waren an der Wand festgehängt wie im «Royal». Igna sah sofort, dass sie in diesem Vestibül noch niemals gewesen war. Einen Portierstisch gab es offenbar überhaupt nicht . . . doch, direkt neben der Tür. Man musste sich beinahe zurückwenden, wenn man mit dem Portier reden wollte. Und sie würde jetzt mit diesem Portier reden, dessen Gesicht sie nie gesehen hatte, sie würde ihn nacht Mama fragen . . . es sollte ihr niemand vorwerfen können, dass sie behauptete, alles von vornherein besser zu wissen. Natürlich konnte die Frau des Portiers vom Hotel Royal ihm die siebzehn Francs in die Sonntagshose gesteckt haben, als sie merkte, dass er sie vermisste . . . nein, nein, sie wollte nicht immer das Schlechte von den Menschen annehmen . . .

«Guten Tag», sagte sie. Ein Portier von ungefähr vierzig Jahren sah sie mit einem Gesicht an, von dem sie sogleich in der Ausdrucksweise eines Romans, den sie während der Reise auf dem Schiff gelesen hatte, denken musste: die Güte selbst. Der Portier fragte mit einer sanften und teilnehmenden Stimme, die ihr wahrhaft zu Herzen ging, womit er dienen könne.

Sie lächelte ein wenig, um zu vermeiden, dass sie sich entschuldigen musste und fragte so ruhig, so sanft, wie man sich an sie gewendet hatte: «Ich glaube Frau Vargas aus Rio de Janeiro wohnt hier.» Der Portier hörte sehr aufmerksam zu, notierte sich offenbar jede Silbe in seinen Gedanken, und antwortete dann: «Ich glaube es nicht, aber ich kann mich täuschen.» Er schlug ein dickes Buch auf, das er vor sich liegen hatte, das Fremdenbuch.

Aber das war das Buch, in das Mama sich gestern nacht eingetragen hatte —, das waren die roten Linien, das etwas holperige Papier, und eine rechte Seite war noch genau zur Hälfte frei! Dort drüben also würde der Name ihrer Mutter stehen! Der Portier suchte eine Weile und ohne so unbefolten mit dem Finger auf der Seiter herumzu-

wischen, wie sie es beim andern Portier gesehen hatte. Nach einer Weile hob er sanft und gütig den Kopf, lächelte und sagte: «Ich dachte die Dame sei wieder abgereist. Ich habe mich geirrt.» Er hielt jetzt den Finger auf eine Zeile des Buches.

«Wo?» rief Igna so still, so beherrscht, wie sie nur konnte. Aber der Finger des Portiers ruhte auf einer Zeile der linken Seite, und war es nicht die rechte gewesen? Aber sich jetzt nur keinen Einbildungen hingeben. Der Portier schob ihr das Fremdenbuch zu, wobei er den Finger nicht von der Zeile liess.

Igna beugte sich darüber. Sie las: Madame Jean Vayard, aus Montpellier. Der gütige Portier war ganz glücklich, ihr dienlich sein zu können. Sie wollte ihn nicht ansehen, um ihn nicht zu sehr zu enttäuschen. Mit gesenktem Kopf sagte sie, und einen ganz leisen Vorwurf konnte sie nicht unterdrücken: «Aus Rio de Janeiro.»

«Das hatte ich überhört», versicherte der Portier bedauernd. «Aber der Name stimmt, wie?»

Igna antwortete nicht, sondern drehte sich um, ging der Tür zu. Dieser plötzliche Abschied bekümmerte den Portier so, dass er ihr nachrief: «Wahrscheinlich nebenan, Mademoiselle, im „Herzog von Savoyen“. Die beiden Häuser werden immer verwechselt, es ist aber der gleiche Besitzer.»

Doktor Deval stiess in der Tür beinahe mit Igna zusammen. Schon wollte er den Hut vor ihr ziehen, da fiel ihm ein, dass sie ihn so wenig kannte, wie er sie kannte. Ausserdem hätte sie seinen Gruss nicht bemerkt. Sie sah starr vor sich hin. Aber sie schien ihren Weg zu kennen, denn sie wandte sich sofort nach rechts und betrat das nächste Haus, das Hotel «Herzog von Savoyen».

Einen Augenblick hätte man denken können, dass man sich im Vestibül des Hotels «Royal» befand. Der Tisch des Portiers stand der Tür gegenüber, dahinter führte die Treppe empor, links führten einige Stufen in einen Salon — alles wie im Hotel Royal. Die Wände des Salons waren weiss, mit einem Muster von schmalen Goldleisten —, sie hatte gedacht, der Salon wäre gelb gewesen. Sie erinnerte sich auf einmal an die Fahrt in der Droschke, an das trübe Licht der einen Wagenlaterne, an den starken Ledergeruch . . . hatten eigentlich die Räder dieser Droschke geklappert? Dass ihr das nicht früher aufgefallen war! Die Räder waren gegliitten, lautlos, nicht gerollt, wie es die unbeweglichen Räder an den seltsamen Kutschen tun, die uns durch einen Traum führen . . .

(Fortsetzung folgt)